

edition suhrkamp 2649

Vom Guten, Wahren und Schönen

Frankfurter und Zürcher Poetikvorlesungen

Bearbeitet von
Sibylle Lewitscharoff

1. Auflage 2012. Taschenbuch. 200 S. Paperback
ISBN 978 3 518 12649 3
Format (B x L): 11 x 17,7 cm
Gewicht: 124 g

[Weitere Fachgebiete > Literatur, Sprache > Deutsche Literatur](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Lewitscharoff, Sibylle
Vom Guten, Wahren und Schönen

Frankfurter und Zürcher Poetikvorlesungen

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2649
978-3-518-12649-3

edition suhrkamp 2649

»Was tut ein Roman, was in kürzerer Form die Erzählung? Mit einem Haifischbiß reißen sie ein Stück aus der Zeit, schnappen sich ein Stück der zuhandenen Schöpfung und bearbeiten es nach Gutdünken.« Gleich in zwei Etappen stellt sich Sibylle Lewitscharoff ans Rednerpult, um sich Gedanken über Literatur zu machen: In den berühmten Frankfurter Poetikvorlesungen sowie den Zürcher Poetikvorlesungen 2011 befaßt sie sich mit großer Weltliteratur und Schlüsselromanen zweifelhaften Charakters, seziert Figurennamen – »Josef K.: auch ein verflucht guter Name!« – und Romananfänge, wettert gegen den schnöden Realismus und wirbt für den Auftritt von Engeln und sprechenden Tieren in der Fiktion.

Gleichzeitig erlaubt der Blick auf das fremde Werk immer auch Rückschlüsse auf das eigene. Hier wird das Gute, Wahre und Schöne verhandelt – lehrreich, polemisch und hoch vergnüglich.

Sibylle Lewitscharoff, geboren 1954 in Stuttgart, lebt in Berlin. Für ihr Werk wurde sie mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u. a. dem Ingeborg-Bachmann-Preis, dem Preis der Leipziger Buchmesse und dem Kleist-Preis. Zuletzt erschienen die Romane *Apostoloff* (2009) und *Blumenberg* (2011).

Sibylle Lewitscharoff
Vom Guten, Wahren und Schönen
Frankfurter und Zürcher Poetikvorlesungen

Suhrkamp

Erste Auflage 2012

edition suhrkamp 2649

© Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12649-3

Vom Guten, Wahren und Schönen

I Namen

Werden wir bei unserem Namen gerufen, kehrt unser im Vagen herumtreibendes Ich, das unablässig in Auf- und Unterwindungsgeschäften unterwegs ist, augenblicks zu uns zurück. Beim Namen gerufen, sind wir in der innersten Substanz berührt, die uns zusammenhält. Und das funktioniert sogar, wenn wir fälschlich uns gemeint fühlen, weil ein anderer desselben Namens gerufen wurde, zumindest für Sekunden, bis der Irrtum entdeckt ist.

Bei Namenszuruf werden wir erkannt und fühlen uns erkannt. In unserer Reaktion auf den Zuruf kann zweierlei liegen – Freude über das Erkanntwerden, Freude darüber, daß wir die Bestätigung erfahren, dies eine besondere Geschöpf zu sein und kein anderes, womöglich aber Scham oder gar Entsetzen, weil wir uns ertappt fühlen und das Inkognito gern gewahrt hätten.

Nachdem er von der verbotenen Frucht gekostet hat, wird Adam von Gott bei seinem Namen gerufen: *Adam, wo bist du?*, und spätestens da weitet sich Adams schuld- bewußte Seele und füllt sich mit hochmögendem Sein. Es ist, als wäre mit dem ersten biblischen Namenszuruf die gesamte prekäre Existenz des Menschen enthüllt, Adams Verlangen nach Erkanntwerden und Geborgensein im Namen, aber auch Scham und Angst, seine Sünde komme ans Tageslicht. Mit dem Namen werden wir haftbar gemacht für das, was wir tun. Oder, wie Walter Benjamin

geschrieben hat: *Im Namen teilt das geistige Wesen des Menschen sich Gott mit, (denn) der Name hat im Bereich der Sprache einzig diesen Sinn und diese unvergleichlich hohe Bedeutung: daß er das innerste Wesen der Sprache selbst ist.*¹

Adam wiederum hat Namen, die ihm offenbart wurden, den um ihn her wimmelnden Tieren verliehen, wenn auch nur als Gattungs-, nicht als Einzelwesen. Dieses Privileg hat mit einer möglichen Sündhaftigkeit, dem zitternden Erschrecken, das den mit seinem Namen konfrontierten Menschen befallen kann, nichts zu tun. Die Tiere sind von Sünde frei. Aber mit ihren Namen ist die Ordnung des Kosmos und der Erde vollends hergestellt. Ja, durch die Namen ist es dem Menschen überhaupt erst möglich, sich auf der Erde und im Kosmos zurechtzufinden.

Der Namensaufruf kann beglückend sein, aber auch Entsetzen hervorrufen. Die Propheten des Alten Testaments konnten ein leidvolles Lied davon singen. Mit der Anrufung ihres Namens wird eine schwere Hand auf sie gelegt, eine Forderung, eine Indienstnahme geht damit einher, eine Bürde. Sie werden dabei, meist zitternd wie Esra, auf ihre Füße gestellt. Wer aber antworten kann – *hier bin ich* –, in dem wird eine Stockung gelöst, dessen Ohren werden aufgetan. Die Seinsfülle ist in ihn hineingerauscht. Überglänzt steht er da.

Die biblischen Namen sind sprechend. In Jakob kommt zum Beispiel der Fersenhalter zum Ausdruck, in Moses der aus dem Wasser Gezogene. Niemals war der Name Schall und Rauch, niemals nur ein leicht obenauf sitzendes Häubchen, zufällig und ephemere, immer war

zwischen dem Namen und dem, der ihn trägt, eine innige Beziehung gestiftet. Im Namen wohnt eine Zwingkraft. Sie zwingt die Gestalt zu bleiben, und sie verbürgt, daß der windige, sich selbst immerzu entflatternde Mensch sich in seiner Gestalt wieder versammeln kann. Ist mehr als ein Name da, können die Namen in die Wechselrede eintreten und darin belebend wirken. *Im Eigennamen ist eine Bresche in die starre Mauer der Dinghaftigkeit gelegt, schrieb der jüdische Theologe Franz Rosenzweig, was einen eigenen Namen hat, kann nicht mehr Ding, nicht mehr jedermanns Sache sein, es trägt sein Hier und Jetzt mit sich herum ... wo es den Mund öffnet, ist ein Anfang.*²

Hoch bedeutsam und komplex ist alles, was sich um den Gottesnamen rankt. Zunächst einmal bürgt die Tatsache, daß Gott auch einen Namen hat, dafür, daß Er nicht in ein numinoses All entweicht, in eine Abstraktion, die nicht belangt werden, zu der im Gebet nicht gerufen und nicht gefleht werden kann, eine Abstraktion, zu der Menschen keine Beziehung unterhalten können, weil sie in verantwortungsloser Abgekehrtheit im Ungefähren driftet. Daß Gott einen Namen hat, bedeutet, daß Er ansprechbar ist. Der evangelische Theologe Kornelis Miskotte faßte es so zusammen: *Auf Grund des Namens wissen wir, daß das Menschenförmige, das Gott selbst erwählt, geheiligt und geweiht hat, der Wirklichkeit Gottes viel näher kommt als das Naturförmige, die aus der unpersönlichen Welt entlehnten Bilder wie beispielsweise das Absolute, das Unendliche, die alles lenkende Macht, die ewige Stille oder das Weite oder der Abgrund.*³

Um überhaupt angerufen werden zu können, muß

Gott sich im Gedächtnis des Menschen verankern, und dies geschieht durch die Offenbarung Seines Namens.

Zunächst war der Name Jahwe Israel offenbart und zur treuen Verwahrung gegeben, erst später wuchs er darüber hinaus und wurde auch den Heiden bekannt. Untrennbar mit dem Namen verbunden ist eine eminente geschichtliche Erfahrung, der Exodus der Juden, ihre Herausführung aus Ägypten. Zugleich mußte der Name in eine besondere Hut genommen werden; er durfte sich nicht wildwachsend vervielfachen und in ein Spektrum habhafter menschelnder Charakterzüge und Tätigkeiten aufgesplittert werden, durfte nicht in einen Flickenteppich regionaler Hoheitsbereiche eingewoben und mal so, mal anders zur Geltung kommen. Etwas von Ihm mußte aus dem Inkommensurablen sich melden und vom Beter, der sich an Ihn wandte, ins Inkommensurable hinaufgerufen werden. Durch kultische Regeln mußten Grenzen gezogen, die Bedingungen festgehalten werden, wann, wie, von wem Er anzurufen war. Wobei festzuhalten ist: das innige Gebet erlaubt die Anrufung unter welchem der in Gebrauch befindlichen Namen auch immer.

Fangen wir noch einmal neu an.

Mit einem schallenden Ja zur Welt brach die Welt durch Gott und aus Gott hervor, das Ja begleitete fortan jeden einzelnen Schöpfungsakt, geweckt vom hellen Ruf der göttlichen Freiheit. Das Ja war in Leib und Wesen jedes einzelnen Geschöpfes präsent, das die Welt besiedeln sollte.

Aber es war auch bedroht, zumindest seit der Mensch auf die Erde gesetzt worden war, vom Nein. Dem Nein des Schöpfers, der die Welt geschaffen hat. Es gehört zur

langen verwickelten Geschichte des Bündnisses zwischen Gott und Seinem auserwählten Volk, daß einem möglichen Nein der Stachel gezogen und diesem Volk das Versprechen gegeben wird, die Erde habe Bestand. Der Regenbogen symbolisiert den göttlichen Eid, Er werde sich durch keine Untreue des Menschen mehr hinreißen lassen zur Vernichtung *aller* Menschen.

Bis zur Sintflut ist das genealogische Muster ähnlich verfaßt: die Art, wie die Namen und mit welchen Zutaten sie aufgezählt werden, eine Aufzählung von je zehn Namen, bis die Zählung mit einer wichtigen Figur von neuem einsetzt. Die Leben sind lang, und die hingebachten Jahre werden verzeichnet. Nach der Sintflut, dem großen Durcheinander, dem Einbruch, wonach das Vertrauen in Gott neu befestigt werden muß, ist die genealogische Reihe etwas aufgebrochen, die darin Aufgeführten kommen in der Zählung ihrer Jahre nicht mehr zu einem vermerkten Ende. Die dem Ursprung Entsprungenen und sich von ihm entfernt Habenden stehen bereits auf wackligeren Beinen. Es ist, als gehörten sie einer minderen, schon etwas geschwächten Welt an, als wäre von der Sintflut eine winzige Irritation geblieben, die selbst durch den neuerlichen Vertrauensbeweis des Regenbogens nicht ganz zum Verschwinden gebracht werden konnte. Die Macht des Ursprungs ist zwar nicht gebrochen, aber sie hat eine Dämpfung erfahren.

In Seiner Selbstoffenbarung aus dem brennenden Dornbusch macht sich Gott dem am Berg Horeb Schafe hütenden Moses bekannt als der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Und auf eine Nachfrage des Moses nach Seinem Namen bricht Er in den Satz aus: *Ich bin der ich bin.*

Genauer übersetzt aber heißt das: *Ich werde sein der ich sein werde*. Die zweite Übersetzung hält es stärker mit der Zukunft, sie baut auf die Wandlungsfähigkeit Gottes in Seiner Beziehung zum Menschen.

Wie gesagt, höchster Wert ist im Alten Testament auf den Namen gelegt. Die Namensgebung ist von durchschlagender Bedeutung, da erst mit dem Aussprechen der Namen die Geschöpfe innerhalb der Schöpfung an ihren rechten Platz rücken. Mit dem Aussprechen der Namen werden die damit verbundenen Schicksale in Marsch gesetzt. Schöpfungsakt und Namensvergabe fallen, nur um eine winzige zeitliche Wenigkeit geschieden, fast in eins. Auf Gottes Befehl hin *wird* die Schöpfung, durch Seine Benennungen *erfüllt* sich ihr Sein. Franz Rosenzweig sprach in diesem Zusammenhang vom *Einbrechen des Namens in das Chaos des Unbenannten*.⁴ Mit der Vergabe der einzelnen Namen wird die weltliche Fülle geordnet. Etwas, das vorher entzogen war, zum Beispiel die Sonne oder der Mond, wird zur Anschauung gebracht und – wenn auch nicht im handfesten Sinne bewältigt – in eine geistige Vertrautheit gezogen. Doch der Name ist mehr. Er ist die erste festgegründete Wehr gegen das Verenden im drohenden Nichtsein. Der Name fliegt gleichsam als Hoheitszeichen über dem Schicksal dahin, aber er ist zugleich Aufhalter des Schicksals, insofern jedes Leben auf der Erde zunächst dem Tod zufällt.

Nebenbei bemerkt, ist dies auch eine Leistung der antiken Mythologie. Der Mythos schafft es ebenfalls, durch das Finden von Namen Wesenheiten, die im numinosen Unbestimmten lauern, in etwas Bestimmtes, scharf Umgrenztes zu überführen und dadurch das Unheimliche

mehr und mehr in die Vertrautheit zu ziehen – in eine turbulente, tiergestaltige, menschengestaltige Götterwelt, die für den Menschen ansprechbar wird. Oder, wie der Religionswissenschaftler Klaus Heinrich sagt, *dem Mythos gelingt es, die Tiefendimension des Wirklichen hervortreten zu lassen.*⁵

Aber die Götter des griechischen Olymp sind radikal unterschieden vom Gott der Bibel. Lebendig sind die Olympier wohl, sogar quicklebendig, aber sie sind nicht Götter des Lebendigen, schon gar nicht Garanten der Lebendigkeit des Menschen. Sie leben unter sich, treten nicht aus sich heraus in eine beständig sich intensivierende Beziehung zum Menschen, wie es der Gott der Bibel getan hat. Auch ihre Wandlungsfähigkeit ist eine gänzlich andere: in eine Schlange, einen Schwan, einen Stier zu schlüpfen oder in einem Baum zu erstarren – für die Olympier kein Problem. Ihnen ist das metaphorische Treiben in die Gestalt geschrieben. Aber die Wandlungsfähigkeit Gottes ist von innerer Art. Sie ergreift Sein Wesen und verändert die Beziehung zum Menschen.

Die Namensradikalität des biblischen Gottes, wie sie sich dann in den Zehn Geboten äußert, unterscheidet sich davon, wie Namen der Götter in der Mythologie verwandt werden. Der sich selbst im Tetragramm offenbarende Gott des Alten Testaments beläßt im Verborgenen, wer genau Er sei, und widersetzt sich allen Versuchen, Sein Wesen aus dem Namen zu erschließen. Der Gott, der aus dem Tetragramm spricht, heißt nicht Zeus oder Dionysos oder Hephaistos, und Er besitzt keinen präzisen Charakter, der ihn einem Menschen anähnelte oder dem Menschen erlauben würde, sich ein Bild von

Ihm zu machen. Vor allem aber wird der Gott der Bibel nicht in Zeugungsgeschichten verwickelt, die aus dem Mythos eine unendliche und bisweilen auch vergnügliche Geschichte des Seitensprungs haben werden lassen. Jean Paul hat dafür den wunderbaren Satz gefunden: *Götter können spielen, aber Gott ist ernst.*⁶

Dennoch sind gewisse Züge, wenn auch keine allzu menschlichen Charakterzüge mit diesem Namen verbunden: im Tetragramm wird Gott als Bündnispartner, als Retter und Befreier, als Schöpfer, als Richter und als Erlöser, vor allem aber in Seiner Barmherzigkeit angesprochen. Gott wollte mit den Seinen ja Umgang haben und für sie zuverlässig erreichbar sein, dafür mußte Er Seine Gefolgsleute mit Seinem Namen imprägnieren, und Er tat es als der, der Sein auserwähltes Volk aus der ägyptischen Sklaverei geführt hatte.

Groß sind die Bemühungen, den Gottesnamen des Tetragramms heilig zu halten, ihn heilig zu umzirken mit Hilfe von Tabus. Für das Judentum wurde dieser Gottesname mehr und mehr unaussprechlich und durch die Anrede *Adonaj* – Herr – ersetzt. Nur der Hohepriester durfte den Namen des Tetragramms am Versöhnungstag aussprechen. Die andere Gottesbezeichnung – *Elohim* –, ein allgemeiner Begriff für Gott, in welchem stärker der Weltenrichter angesprochen wird, wurde von der Tabuisierung nicht berührt.

Um den bekannt gewordenen Namen sind jedoch auch Zudringlichkeiten im Spiel. So schreibt Gerhard von Rad, *Jakob läßt eine Lüsterheit des Zugreifens nach Gott erkennen.*⁷ Gemeint ist die Geschichte, da Jakob mit dem Engel ringt und von ihm an der Hüfte verletzt wird.

Im zweiten Gebot des Dekalogs wird untersagt, den Gottesnamen mißbräuchlich zu führen.

Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.

Warum ist das so scharf verboten? Und worin bestünde der Mißbrauch? Auf den Namen Gottes soll kein falscher Schwur geleistet werden, mit seinem Namen soll nicht geflucht werden, der Name darf nicht zu Zauber- oder Betrugszwecken herhalten.

Es handelt sich um einen unmißverständlichen Verweis gegen magische Praktiken, die mit Hilfe von Zauberformeln den Gottesnamen anrufen und die dahinter stehende Macht bannen wollen, um sie für eigensüchtige Zwecke zu nutzen, will heißen, ihn für die Zwecke des Menschen zu mißbrauchen. Der Mensch, der Gottes Namen schändlich führt, schleicht sich gewissermaßen in den Gottesnamen ein, um sich selbst zu erhöhen und sich einen größeren Namen zu machen.

Natürlich darf Gott mit welchem Namen auch immer angefleht und angeschrien werden in der Not, das ist an mehreren Stellen in der Bibel ausdrücklich gesagt, aber dabei handelt es sich nicht um einen magischen Beziehungskreis, in dem Gott durch Seinen Namen dingfest gemacht und verhaftet wird. Gott behält sich im Ernstfall vor, dem Notschrei keine Hilfe zu gewähren, zumindest sind Notschrei und Namensanrufung und deren Effekte nicht im Sinne einer magischen Wenn-dann-Beziehung – wenn ich dies tue, kommt der angerufene Gott herbei und hilft – aufeinander bezogen.

Dieses Gebot, das der Zunge Zurückhaltung aufer-

legt, läßt eine weitere Einschärfung den vorangegangenen Einschärfungen folgen. Es zähmt die redselige Zunge, damit wir Gott in Liebe, vor allem aber mit Achtung begegnen. Auch im zweiten Gebot ist noch ein ferner Nachhall herauszuhören, welche Mühe es gekostet haben und welche Zumutung darin bestanden haben muß, daß ein kleines Häuflein aus Ägypten geflohenen Volks lernte, Gott als den alleinigen Gott anzubeten und nicht in die Vielgötterei zurückzufallen.

Eine ganze Generation mußte vierzig Jahre lang durch die heiße Wüste wandern, um die Vielgötterei auszubrennen; und als es im Tanz ums Goldene Kalb, um dieses exquisit magische Kunstobjekt, den Rückfall gab, mußten die Götzenanbeter niedergemacht werden, eine blutige Purifizierung statthaben, damit die Lektion von der Einzigartigkeit dieses alleinigen Gottes endlich saß.

Nicht um sich wieder in ortsverschwebende und zeitlose mythische Geschichten zu verlieren, fordert dieser Gott Treue von seinen Bündnispartnern, sondern damit die menschliche Geschichte beginnen kann, verifiziert durch Chronologie und Genealogie, in der eine Kette von Namen die Wahrheit der Tradition verbürgt. Der Rückfall in kindliche Phantasmagorien ist damit blockiert. Der Philosoph Hans Blumenberg schrieb dazu: *Die blutige Restitution leitet zur epochalen Züchtigung durch das Gesetz über.*⁸ Denkt man an die Sittlichkeit, die daraus entspringt, kann man diese sehr besondere Zuchtrute, die das Gesetz formiert, nicht genug bewundern.

Am Anfang des Dekalogs macht sich Gott den Israeliten bekannt und schärft sich in ihr Gedächtnis ein als derjenige, der sie aus Ägypten geführt hat; jeder einzel-

ne Nachfahre aus diesem Volk ist gehalten, sich wie einer zu fühlen, der aus der ägyptischen Sklaverei errettet wurde. Um die Enthüllung und Verborgenheit des Gottesnamens ranken sich denn auch vielfältige Spekulationen, ja, man kann sogar sagen, eine versammelte spekulative Geistigkeit, wie sie in der jüdischen Kabbala zum Ausdruck kommt, findet ihren Gipfel in der Vorstellung, die gesamte Tora sei nichts anderes als der Name Gottes. Kein Wunder, daß es zu so extremen Vorstellungen gekommen ist, *denn in Gott ist der Name schöpferisch*, wie Walter Benjamin bemerkt hat, *weil er Wort ist, und Gottes Wort ist erkennend, weil es Name ist. Und er sah, daß es gut war, das ist: er hatte es erkannt durch Namen ... das heißt: Gott machte die Dinge in ihrem Namen erkennbar.*⁹

Götter locken Geschichten hervor, worin sie sich fortzeugen noch und noch, wobei an ihre Leiber Namen gehängt werden, die eine wunderbare Einladung an die Kunst sind, menschliche Merkmale aufzugreifen und sie ins Ästhetische zu wandeln.

Gott, der Alleinige, Besondere, Beständige, ist ernst. Mit Ästhetik im Sinne von Artefakten hat er nichts zu schaffen. Er hat der Welt befohlen, in ihren Einzelheiten herauszukommen, aber Er hat im weiteren nicht befohlen, wie alles bis ins einzelne hinein geschehen soll.

Noch einmal sei der biblische Anfang aufgerufen und die Bedeutung, die darin der Vergabe von Namen zukommt; verglichen sei dieser Anfang in groben Zügen mit dem, was uns die griechische Mythologie bietet, und gestellt sei die Frage, was denn um Gotteswillen der Roman, diese winzige Blindschleiche, die sich gemeinhin

nur wenige Millimeter durch die Hölle oder das Purgatorium windet und nicht durch das Paradies, mit dem Alpha und Omega der Schöpfungsgeschichte und ihren Namensprägungen zu tun haben könnte.

Die Geschichte vom Paradies ist die Geschichte vom Garten Eden, in dem Eva die Frucht vom verbotenen Baum der Erkenntnis pflückt und sie Adam zu essen gibt. In dieser Handlung hat sich Gott zwar nicht selbst als essbar erwiesen, aber immerhin die Erkenntnis. Was die biblische Anfangsgeschichte massiv von mythologischen Konstruktionen unterscheidet, ist die Betonung der Freiheit, die um die Häupter der ersten Menschen weht. Vor allem aber ist die Freiheit des Menschen an die Erkenntnis gebunden. Die Sprache des Paradieses ist die Sprache der reinen Erkenntnis, aber durch den Sündenfall wird die Sprache kontaminiert, und die in ihr enthaltenen Namen werden verletzlich.

Alles, was den Menschen adelt, ist von Adam und Eva in Gestalt der erkenntnisaufschließenden Frucht inkorporiert worden, die das Unterscheidungsvermögen zwischen Gut und Böse zum Vorschein bringt. Eine großartige Fähigkeit einerseits, die den Menschen vom Tier unterscheidet, ein Fluch andererseits, denn von nun an werden die Menschen ihre Tage nie wieder in natürlicher Unschuld, in der sanftmütigen Umnachtung der anforderungslosen Dummheit hinbringen dürfen. Sublim daran ist auch, daß die schlagartig sich einstellende Erkenntnis mit dem Gewahrwerden der Nacktheit einhergeht, dem Empfinden der Scham, einem Unbehagen am eigenen Körper und an der Geschlechtlichkeit. Auslegebedürftig ist die Welt damit geworden, sie kann nicht mehr

allein in glücklich fragloser Anschauung erfahren werden. Diese Art der vollendeten Anschauung in der Heilsszuversicht zurückzuerlangen, im Vorgeschmack, den die *visio beatifica* mit ihren sich in Schönheit durchs Universum schlingenden Namen als Himmelsschau schon auf Erden bietet, wird zu einem dringenden Anliegen der Christen werden.

Der Unterschied des biblischen Anfangs zur griechischen Mythologie könnte größer nicht sein, die ein polterndes Zeugungs- und Gebärdentheater aufführt, in dem Kinder in den Bauch der Mutter zurückgestopft werden und eine Reihe von Kastrationen statthat, bis der Usurpator Zeus so etwas wie Ordnung schafft und vom Olymp aus Himmel und Erde und alles, was darauf west und wimmelt, sich fortzeugt und bekriegt, einigermaßen in der Balance hält.

Mit Verlaub, da ist die biblische Geschichte doch von ganz anderem Kaliber. Die gedankliche Schärfe, die den Ursprung des Menschen an das intrikate Geschenk der Freiheit knüpft und damit die Sittlichkeitsdrohung und den Sittlichkeitsruhm auf das Haupt des Menschen häuft, sucht ihresgleichen. Damit ist aber zugleich an das mögliche Böse der Schöpfung gerührt, der Geschmack an der Welt früh verdorben, und zwar von ihrem Anfang an. Jeder Mensch teilt die tiefe Unzufriedenheit, die wir alle empfinden, in der Welt zu sein, die Not, die wir in ihr erleiden. Bekanntlich geht es keinesfalls gerecht zu auf der Erde. Furchtbare Leiden sind über viele Menschen und Tiere verhängt, und wer weiß, vielleicht leiden sogar die Pflanzen. Mit der Frage der Gerechtigkeit wurde und wird der biblische Gott daher immer wieder von neuem

berannt. Ist Gott vielleicht zu schwach, als daß er dem Bösen wehren könnte? Oder ist Er der unangreifbar starke Gott und für all das Böse mitverantwortlich? Sieht Er kalt lächelnd zu, wie wir uns plagen? Trägt Er eine Mitschuld am Bösen des Menschen, den Er so unbarmherzig für seine mörderischen, neidischen, geizigen, läßlichen Impulse straft? Oder ist Gott womöglich selbst böse, ist die Welt, wie wir sie kennen, die Schöpfung eines Demiurgen, und verbirgt sich der gute Gott woanders, in einer Parallelwelt, die erst zu erlangen wäre, wenn die Erde zerstört ist, wie es die Gnostiker vermutet haben? Das Christentum schleppt schwer an der Beantwortung dieser Fragen, schleppt daran fort und fort. Das Widersprüchliche auszuhalten ist keine geringe Zumutung; in einer zwittrigen Welt sich mit zwittrigen Antworten zu begnügen fällt schwer. Darum immer wieder neu die Gefahr, fragile Zusammenhänge zu zerreißen und in gnostische Dualismen auszubrechen.

Bevor wir in die Zielgerade einbiegen und uns der Literatur zuwenden, noch ein kleiner Seitenblick auf die Namensvergabe in einigen Naturwissenschaften, in Zoologie und Botanik. Als Carl von Linné seine zweiteilige Nomenklatur für die Einordnung von Pflanzen und Tieren erfand und damit einen strengen Rahmen festlegte, wie neue Namen zu vergeben waren, wurde dies zur Grundlage der botanischen und zoologischen Taxonomien und löste einen gewaltigen Entdeckungsschub aus. Das einfach handhabbare und zugleich strenge Ordnungssystem erlaubte es Forschern, die durch die verschiedensten Länder der Erde reisten, um Schätze einzubeheimsen, sich leichter auszutauschen und ihre Ergebnisse